

(Nachdruck verboten.)

92]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nexø.

Der junge Meister hat so seine eigene Art und Weise. Er nimmt nicht Teil an dem Mädchenhallo, aber wenn die Sonne so recht warm scheint, setzt er sich vor die Werkstattfenster und läßt sich den Rücken durchwärmen. „Ach, das ist herrlich,“ sagt er und schüttelt sich, Pelle muß an seiner Pelzjackete fühlen, welche Macht die Sonne schon hat. „Weiß Gott, jetzt haben wir Frühling!“

Drinnen in der Werkstatt pfeifen und singen sie zu den Sammerschlägen; da gibt es Augenblicke, in denen der dunkle Raum dem Laden eines Vogelhändlers gleicht. „Weiß Gott, jetzt haben wir Frühling!“ sagt Meister Andres einmal über das andere. „Aber der Frühlingsbote scheint dies Jahr ja garnicht zu kommen.“

„Am Ende ist er tot,“ sagt der kleine Nikas.

„Garibaldi tot? Der stirbt, zum Kukud, noch lange nicht! Alle die Jahre, deren ich mich entsinnen kann, hat er so ausgehoben wie jetzt und hat ebenso stark getrunken. Wie der Kerl seinerzeit geoffen hat, Herr Du meines Lebens! Aber als Schuhmacher findet er seines Gleichen nicht in der ganzen Welt.“

Eines Morgens, bald nach der Ankunft des Dampfers, duckt sich ein hoher schwerschultriger Mann durch die Werkstatttür herein. Er ist blaugrau an den Händen und im Gesicht von der Morgenkälte, die Wangen hängen ihm ein wenig beutelig herab, aber im Auge brennt eine unsterbliche Glut. „Morgen, Kameraden,“ sagt er und macht eine flotte Bewegung mit der Hand. „Na, wie leben wir denn? Der Meister wohl?“ Er tanzt in die Werkstatt hinein, den Hut flach unter dem linken Arm geklemmt. Jacke und Hosenschlappen ihm um den Leib und erzählen, daß nichts darunter ist; er hat bloße Füße in den Schuhen und ein dickes Tuch um den Hals. Aber etwas Nehliches an Anstand und Haltung hat Pelle nie im Leben bei einem Handwerker gesehen, Garibaldis Stimme allein ist wie ein Anschlag.

„Nun, mein Sohn,“ sagt er und schlägt Pelle leicht auf die Schulter, „kannst Du mir wohl den Trunk holen? Aber ein wenig plötzlich, sag ich Dir, denn ich bin mörderlich durstig. Der Meister hat ja Kredit. Pst! Wir nehmen lieber gleich 'nen halben Pott, denn brauchst Du nicht zweimal zu gehen.“

Pelle rannte. In einer halben Minute ist er wieder da, Garibaldi versteht es, einem Beine zu machen, er hat schon die Schürze vorgebunden und ist im Begriff, sich ein Urteil über die Arbeit in der Werkstatt zu bilden. Er nimmt Pelle die Flasche weg, schleudert sie über die Schulter und fängt sie mit der anderen Hand wieder auf, setzt den Nagel an die Mitte der Flasche und trinkt. Dann zeigt er den andern die Flasche, gerade bis an den Nagel, wie?

„Das nenn ich flott getrunken,“ sagt der kleine Nikas.

„Läßt sich in stoßabenschwarzer Nacht ausführen,“ Garibaldi macht eine überlegene Bewegung mit der Hand. „Und der alte Zeppe lebt? Schneidiger Kerl!“

Meister Andres klopft an die Wand. „Er ist ja gekommen, er ist ja da draußen,“ sagt er mit weitaufgerissenen Augen. Nach einer Weile ist er in die Kleider geschlüpft und ist draußen in der Werkstatt, er plaudert ausgeräumt drauf los, aber Garibaldi bewahrt seine Würde, er ist noch eingetrostet von der Nacht her.

Eine gewisse Fieberhaftigkeit hat sich ihrer aller bemächtigt, eine Angst, daß ihnen etwas entgehen könnte. Das tägliche Grau ist von der Arbeit abgeglitten, ein jeder spannt seine Fähigkeiten an. Garibaldi kommt aus der großen Welt, und die ganze Abenteuerlichkeit des Wanderlebens hastet an seinen dünnen Kleidern. „Wenn er doch bald anfangen wollte, zu erzählen,“ flüsterte Pelle Jens zu, er kann gar nicht ruhig sitzen. Sie hängen spähend an seinen Lippen, schweigend er, so geschieht es, infolge eines höheren Willens. Selbst der Meister setzt ihm nicht zu, sondern beugt sich seiner Wortfarsheit, und der kleine Nikas findet sich darin, wie ein Lehrling behandelt zu werden.

Garibaldi erhebt den Kopf. „Na, man ist doch hier nicht hergekommen, um zu sitzen und zu faulenzeln!“ ruft er munter aus. „Lüchtig zu tun? Meister?“

„Biel ist hier nicht! Aber für Dich haben wir immen Arbeit,“ antwortete Meister Andres. „Wir haben übrigens eine Bestellung auf ein Paar Brautschuhe, weißer Atlas mit gelber Steppung; aber wir haben uns nicht recht heran gewagt.“ Er schielt zu dem kleinen Nikas hinüber.

„Keine gelbe Steppung zu weißem Atlas, Meister, weiße Seide natürlich, und weißer Schnitt!“

„Ist das jetzt in Paris Mode?“ fragte Meister Andres lebhaft.

Garibaldi zuckt die Achseln. „Nehren wir uns nicht an Paris, Meister Andres, wir haben weder das Leder hier noch das Werkzeug, um Pariser Schuhe zu machen, und auch kein Weintverk, das wir da hineinstecken könnten.“

„Zum Teufel auch, sind die so flott?“

„Flott, das wollt ich meinen! Ich kann den Fuß einer gutgewachsenen Pariserin in meiner hohlen Hand halten. Und wenn sie gehen, sie berühren, weiß Gott, das Straßenpflaster nicht! Einem Pariser Mädchen kann man Schuhe aus Schlagjahne machen, und sie halten doch! Wollt man ihr aber ein Paar gewöhnliche Fräuleinpampuschen anziehen, sie würde augenblicklich in den Kanal springen!“

„Verdammt und verflucht!“ Der Meister beeilte sich, Leder abzuschneiden. „Das ist doch des Teufels!“

So leicht hat sich noch nie ein Mensch in irgend etwas hineingefunden; Garibaldi zieht einen Soder an den Tisch heran, und ist in vollem Gange. Kein Herumsuchen nach Werkzeug, die Hand findet ihren Weg gerade dahin, wo die Dinge liegen, als gingen unsichtbare Wege zwischen ihnen. Diese Hände besorgen das Ganze selbst, ruhig, mit weichen Schwingungen, während die Augen überall sonst sind: draußen im Garten, bei der Arbeit der Lehrlinge, bei dem jungen Meister. Pelle und den anderen, die ein Ding immer von verschiedenen Seiten ansehen müssen, ist dies geradezu wunderbar. Und ehe sie sich umgesehen haben, hat Garibaldi alles in Ordnung gebracht, und sitzt nun da und sieht nach dem Meister hinüber, der heute selbst nagelt.

Und dann kommt Zeppe hereingestürzt, wütend, daß ihm niemand Garibaldis Ankunft gemeldet hat. „Tag Meister, Tag Zunftmeister!“, sagt Garibaldi und steht auf und verneigt sich.

„Ja,“ sagte Zeppe selbstbewußt, „wenn es noch einen Zunftmeister gäbe, so würde ich es sein. Aber es ist ein Sammer mit dem Handwerk heutzutage; Respekt gibts nicht, und wo sollt der wohl auch herkommen, wenn man nicht versteht, sich selbst zu respektieren.“

„Das geht wohl auf den jungen Meister, wie?“, sagt Garibaldi und lacht. „Aber die Zeiten haben sich geändert, Meister Zeppe, Spannriemen und Respekt haben ausgebuttert, ja, das war dazumals. Um sieben anfangen, und Feierabend um sechs, fertig! So stehts in den Großstädten.“

„Das ist wohl dieser Sozerlismus?“ sagt Zeppe höhnisch.

„Ja, ist mir ganz schnuppe, was es ist, denn Garibaldi fängt an und hört auf, wenn er will! Und will er mehr für seine Arbeit haben, bitte schön! Und wenn Ihnen das nicht paßt, denn adieu Meister! Es gibt Dirns genug, sagte der Junge, als er kein Essen kriegte.“

Die andern schaffen nicht viel, sie haben genug damit zu tun, seine Art und Weise zu arbeiten anzusehen. Er hat die Flasche geleert und nun ist ihm die Zunge geschmiert, der junge Meister versteht es, ihn auszufragen, und Garibaldi erzählt, erzählt großartig mit zahlreichen Gesten. Nicht einmal die Hände sind beharrlich bei der Arbeit, und doch schreitet sie schnell vorwärts, schön wie eine Offenbarung, es ist, als gehöre sich das Werk selbst. Er hat seine Aufmerksamkeit auf ihre Arbeit gerichtet, greift immer zur rechten Zeit ein, tadelt ihren Griff und führt den entscheidenden Schnitt aus, der dem Absatz und der Biegung der Sohle Schönheit verleiht. Es ist, als fühle er es, wenn sie etwas Verkehrtes machen, sein Geist ist überall. „Seht, so macht man es in Paris,“ sagt er, „dies hier ist Nürnberger Fassion.“ Er spricht von Wien und von Griechenland so selbstverständlich, als lägen sie dort unter Schiffer Olybhes Bäumen. In Athen

ist er auf dem Schloß und schüttelt dem Griechenkönig die Sand, denn im Ausland müssen Landsleute immer zusammenhalten. „Na, er war übrigens sehr nett, aber er hatte schon Frühstück gegessen. Im übrigen ein verdammt schlechtes Land zur Wandererschaft, denn da gibt es keine Schuster. Nein, da lob ich mir Italien! Da sind Schuster, aber keine Arbeit, da kann man es ruhig drauf ankommen lassen und sich von Ort zu Ort durchschleichen. Sie kommen nicht, so wie diese eifrigen Deutschen jedesmal, wenn man um ein Geschenk bittet und sagen: Bitt schön, Sie können Arbeit bekommen. Und es ist so warm da, daß man auf dem bloßen Erdboden schlafen kann. Wein fließt da in allen Rinnsteinen, aber das ist übrigens man Jur.“ Garibaldi hebt die leere Flasche hoch in die Höhe und guckt verwundert unter den Boden; der junge Meister blinzelt Pella zu, und der saust im Galopp und holt einen halben Bott.

In Pellas Ohren siedet das heiße Blut. Hinaus, hinaus, er muß hinaus und wandern so wie Garibaldi, sich in den Weingärten vor den Gendarmen verstecken und den Schinken aus dem Schornstein stehlen, während die Leute auf dem Felde sind. Es ist ein Geist in ihn und in die andern gefahren, Fachgeist; Werkzeug und Leder begegnen sich lieblosend mit den Fingern, wenn man danach greift, jedes Ding hat seine innerliche Farbe, die etwas erzählt. All das Staubige und Altbekannte ist wie weggestrichen von der Werkstatt, auf den Borsten stehen die Gegenstände und strahlen Interesse aus, die langweiligsten Dinge haben glühendes Leben erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

51

(Nachdruck verboten.)

Der Vater.

Von C. Viebig.

Die Luzia, die seit sieben Jahren beim Müller diente, war herzlich froh. Immer und immer bei fremden Leuten sein — sie war eine Waise und kannte kein eigenes Heim — fällt auf die Dauer doch schwer. Ihr sanftes Gesicht hatte sich tief gerötet, als der Toni sie angesprochen hatte vom Nachbargrund her. Die Wiese stand üppig, sie schnitt den Alee für die Geisen heraus. Er hatte sonst niemals mit ihr geredet, ihr nur stumm zugenickt, sie aber hatte allzeit höflich gesagt: „Vorsich, Hähr Kammerer!“ Doch er hatte ihre Arbeit beobachtet, und da gefiel sie ihm. Ein fleißiges Frauenzimmer! Vorm Büden scheute die Luzia sich nicht, nie hatte er sie lässig gefunden; und still-freundlich war sie. Er hörte sich heimlich um: recht-schaffen auch — das war wohl Eine, mit der es glücken konnte!

Der Toni stand hinten in der Kirche, hinter dem Vorsprung des Beichtstuhls versteckt, als die beiden getraut wurden. Der Kranz und der Schleier zierten die Luzia freilich nicht mehr, die hatte der Josef ihr schon verschert, aber sie war doch eine Braut, an der man sein Wohlgefallen haben konnte.

Als der Priester sprach: „Siehe, also wird gesegnet jedermann, der den Herrn fürchtet,“ nickte der hinterm Beichtstuhl Verborgene mehrmals hintereinander mit dem Kopfe ganz überzeugt. Und dann faltete er seine Hände fest in einer fröhlichen Zuversicht: nun würde es gut werden mit dem Josef! Besseres konnte man für den Josef gar nicht tun!

Der Toni Kammerer schien auf seine alten Tage noch ein Weiberfreund geworden zu sein. Sie neckten ihn: hatte er auf die Luzia ein Auge geworfen? Man sah ihn öfters hinter das Dorf herausgehen, wo auf einem Stückchen Feld das winzige Häuschen stand, ein früheres Hirtenhaus, das die Gemeinde dem Josef bei seiner Verheiratung eingeräumt hatte. Nur eine geringe Miete sollte er zahlen — ein paar Groschen — nur eine Miete dem Namen nach, damit er nicht wie ein Armenhäusler hauste. Das hätte die Luzia auch nicht getan. Arm war sie, aber sie hatte ihren Stolz; der Toni sah auch mit einer heimlichen Genugtuung, wie sie schaffte.

Ins Haus hinein ging er nicht, aber er strich um dasselbe herum wie ein spähernder Verliebter, und hörte er drinnen eine Frauenstimme, die mit freundlichem Klang „Josef“ rief, und antwortete dann ein vergnügtes Pfeifen, so faltete sich sein Veder-gesicht zu einer Art von Schmunzeln. Und mit Schmunzeln sah er auch, wie die jungen Geleute mit einander ihr Feld bestellten. Er stand von weitem und konnte nicht genau erkennen, wer den Hauptteil der Arbeit leistete, er oder sie, aber gleichviel, wenn er nur überhaupt etwas arbeitete. Die Lust würde ihm dann schon nach und nach kommen.

Die Miete wurde bezahlt. Es war als ob unter der Frau Händen das Feld gut gediehe; sie hatten Kartoffeln genug, und was sie sonst brauchten, verdiente das Weib im Tagelohn.

Luzia half ihrem Müller aus, beim Heuen sah der Toni sie wieder drüben auf der Nachbarwiese, und er wunderte sich, daß sie

mit der schweren Heugabel noch so hantierte. Sie war ganz allein beim Geipann, hoch mußte sie den Arm beim Aufstehen reden.

„Wie geht et eweil, hä?“ rief er sie an.

Da lehrte sie ihm einen Augenblick ihr heißes Antlitz zu, auf dem die Anstrengung eine tiefe Falte über der Nasenwurzel eingegraben hatte und Schweißtropfen über die Wangen rinnen ließ. „Et muß eweil gud gieh.“ Und sie schaffte gleich weiter.

Die Wangen waren schmaler geworden, der Mund in die Breite gezogen, die Augen matt — es war nicht recht vom Josef, daß er sie jetzt noch so schwere Arbeit schaffen ließ! Seine Heugabel aufsehend wie einen Sprungbock, schwang sich der Toni über den breiten Graben, der die beiden Wiesenstücke trennte. Mit der Kraft eines Jugendlichen kam er ihr zu Hilfe. Sie hatte ihm einen verwundernden Blick zugeworfen, erst abwehren wollen: „Nä, nä, ech kriehn et gut allein färdig,“ aber als er sich nicht daran lehrte, wie mit einer Art von Wut in das duftende Heu am Boden stach, es auf den Karren warf in hohem Schwung, litt sie es schweigend. Das schaffte doch anders, als wenn sie allein hier war! Schon gab es nichts mehr aufzuladen. Mit der Rückseite der linken Hand sich die Schweißperlen von der geröteten Stirn wischend, reichte Luzia dem Toni ihre Rechte: „Merci, Ihr seid esu gud,“ zog sich dann das verrutschte Kopftuch wieder tiefer ins Gesicht, raffte einen Steden auf und trieb ihre Ochsen an.

Er sah ihr stirnrund nach, wie sie vor den Tieren herjährt, sie rechts und links leitend mit ihrem Steden, ihr „Gott“ und „Garrüh“ rufend wie ein Mann. — — —

Es war abgeerntet, als der Scheidweiler Josef einen Sohn bekam. Der Toni atmete auf, als er's zu hören kriegte: ein Glück! Söhne schlagen ja nach der Mutter! Aber gleich darauf seufzte er und sein Gesicht verfinsterte sich in einem tief-verdrossenen Erinnern: aber nicht immer ist die Mutter danach!

Im Dorfe zeigte sich eine allgemeine Teilnahme für die junge Frau, sie hatte es schwer gehabt mit der Geburt. Sie hatte nicht Zeit gehabt, vorher nach Clausen bitten zu gehen, sie war im Tagelohn bis auf den letzten Tag. Ihr Jammern war zu hören gewesen bis in die Dorfhäuser. Und recht schwach lag sie jetzt da, ein winziges Kindchen neben sich.

Der Josef lärmte im Wirtshaus. Der und jener hatte ihm etwas zugestekt für die Frau, das vertrant er: die Luzia brauchte ja nichts, nach der sah die Frau vom Deines und andere Weiber. Am dritten Tag sollte Taufe sein, er besorgte schon vorher das Begießen. — — —

Mariengarn spann sich betaut über die Stoppeflur, die Sonne hatte schon etwas vom Scheiden im Blick, als der Toni der Hütte am Kartoffeläckerchen zusehlich. Es ging auf den Abend, der Josef sah noch im Wirtshaus, da konnte er ungesehen bei der jungen Mutter eintreten.

Die äußere Tür war nur angelehnt, er schlich hinein auf den Behen. Die Hütte hatte nur wenig Gelas, von außen kam man gleich in die Küche, und aus der fensterlosen Küche führte ein Türchen in die Stube hinein. Still war's, nur Fliegen summteten. und man hörte das zarte Atmen des Kindchens an der Mutter Brust.

Die Luzia schlief nicht. Mit weiten Augen sah sie den Toni an. Sie erkannte ihn zuerst nicht im Dämmerchein, aber dann lächelte sie: „Ihr seid et, Ihr?“ und streckte ihm erfreut die Hand entgegen.

Er setzte sich auf den Schemel, der an ihrem Bett stand, aber er wagte es nur, sich ganz auf ein Eckchen zu setzen — er fühlte eine heilige Scheu vor Mutter und Kind.

„Dat is äwer schien, da Ihr mech besuchen kommt!“ Sie zog ihn schwach näher zu sich heran. „Wißt, diesen Romang haon ech an Eich gedaacht!“

Er wußte nicht, was er sagen sollte, und er hätte ihr doch so gern gesagt, daß sie von ihm eine Beisteuer annehmen könne für den Jungen und daß der schon erzogen werden sollte, wie sich's gehört.

„Dat Rändche is lieb, gäl?“ Die Mutter nahm, immer noch lächelnd, das Kind von der Brust und hielt es dem Toni hin. „Kucktelheit, kuck!“

Der Jungeselle wand sich verlegen, er traute sich nicht das Bündel anzufassen, und doch hätte er's gern getan. Aber das fühlte er, die Mutter erwartete es, er mußte ihr etwas Freundliches sagen, und so stieß er denn verzweifelt heraus: „En groß Ränd, en ärg groß Ränd,“ und lachte dumm vor lauter Beskommenheit.

Sie lachte auch: nein, groß war das Kind nicht, das verstand er nicht, aber es konnte ja noch groß werden! Liebevoll steckte sie den Zeigefinger ihrer breiten Arbeitshand in das winzige, zu einem ganz kleinen Häufchen geballte Puppenhändchen.

„Wie soll et dann heißen?“

„Äh je.“ — sie griff wieder nach des Toni Hand und hielt sie fest — „dat is et jas grad, waarom ech vorhin an Eich gedaacht haon! Ihr seid alleweile so gut zu mir“ — ihre Stimme fing an ein klein wenig zu zittern — „ech maanen, ech wären undankbar, wann ech den Jong net Eren Naamen — nä, nä!“ Sie machte rasch eine beruhigende Handbewegung, als er unwillkürlich zusammensaukte. „Ihr sollt net in der Kirch' Gebatter stiehn, Ihr sollt mer aach neist schenken für dat Jüngelch! Aewer wann Ihr net dawidder seid —“ ihre Stimme wurde leise, ganz verschämt, „Toni möchten ech hän esu gären rufen!“

Er nidte nur. Mehrmals hintereinander, nidte, nidte. Sprechen konnte er noch weniger als zuvor; die Kehle war viel zu eng für das, was sein Herz füllte.

„Is et Eich net rächt?“ Sie war ängstlich in ihrer Bescheidenheit und aufgeregt in ihrer Schwäche: warum sagte er denn nichts? Da drückte er ihr fest die Hand. Und dieser feste Druck mußte für sie genug des Beruhigenden haben, sie seufzte tief auf, lächelte ihn an und legte dann den Kopf zurück aufs Kissen; sie war noch so müde.

Der Toni wagte es nicht, seine Hand, die sie noch immer hielt, aus der ihren zu ziehen. Er beugte sich vorwärts über sie: schlief sie? Aber er konnte es nicht sehen. Die Dämmerung war in Nacht übergegangen, ganz dunkel war es. Wenn doch bald einer käme, ihn hier erlöste! Er fühlte sich unendlich unbehaglich und doch auch wieder wohl. Noch nie hatte er so an einem Bett gesessen, noch nie sich so zugehörig gefühlt. Und eine ungeheure Verantwortung wuchs plötzlich aus dem Dunkel vor ihm herauf, redete, streckte sich mit Krallen und Zähnen, daß er erschrak, und wälzte sich ihm auf die Seele, unabspüßbar schwer.

Lange saß er so, die Frau schlief sanft. Er hatte Muße genug zum Denken; und er dachte auch viel. Aber es war ein verwirrtes Denken; ein dumpfes Regen war in ihm, ein Ringen von Liebe und Widerwillen, von Neigung und Abneigung.

Der Mond war aufgezogen, er warf einen ersten Schein ins Dunkel der Stube. Der Toni sah ganz bleich aus in diesem Licht. Ihn fröstelte. Plötzlich wurde es ihm siedend heiß — jetzt, jetzt kam der Josef heim!

Draußen tappte ein Schritt. Ein Schritt, wie ein Ange-trunkener ihn geht, unsicher, schlurrend, überall anstößend. Jetzt polterte er in die Küche herein. „Nokdonner noch ehl!“ Jetzt trachte etwas zu Boden, ein Schemel stürzte um, ein Geschirr zerklapperte.

Die Wöchnerin fuhr erschrocken aus ihrem Schlaf; Toni hörte sie tief aufseufzen, da war er auch schon in der Küche.

Es war dem Josef gelungen, einen Kerzenstumpf anzuzünden, damit fuhr er dem andern immer vor der Nase herum. Aber er war nicht im mindesten erstaunt, einen Fremden zur Nachtzeit in seinem Hause zu finden, er war viel zu betrunken dazu. Er suchte ein Glas, immerwährend ein Glas und eine Flasche. Und dabei pfiff er so durchdringend grell, daß der Säugling in der Stube aufschrie und die schwache Frau ängstlich rief: „Bis dau et, Josef?“

„Biste still!“ Toni legte dem Trunkenen die Hand auf den Mund und stieß ihn auf einen Schemel. „Weid' lao siken, rühr' dich net, dau erschreckst jao Dein Frau!“

Aber das war dem Josef ganz einerlei. Er fing ein sinnloses Lachen an, und dann begann er zu prahlen: die Frau — seine Frau?! Ha, die war das gewohnt, die wagte nicht, „Mud“ zu sagen. Die sollte sich unterziehen, sich zu erschrecken! Aufstehen sollte sie gleich, ihm ins Bett helfen! Er schrie laut nach ihr: „Luzial Luzial!“ Und als sie nicht kam, fing er an zu schimpfen: „Dau verdammt Fraumensch, kommste gleich här?“

Aus der Stube tönte ein Laut — schluchzte die Frau? Fast wollte das den Toni bedünken. Ein heftiger Zorn wallte in ihm auf, heftiger als der, den er in der Schenke zur Fastnacht verspürt. Aber heut schlug er nicht drein. Er sekte die Zähne fest aufeinander, seine Hände saßten zu — nicht mit Gewalt — ganz schonfam packten sie den Betrunkenen an — daß der nur nicht mehr schrie — und schleiften ihn zur Küche heraus und hinten ins Hofchen, wo der Biegenstall stand, und legten ihn da hin auf's Strohh.

Der Toni versperrte die Tür mit dem Niegel und stand dann laufend davor: würde der Josef noch poltern? Aber der polterte nicht. Keine fünf Minuten und er schnarchte laut. Da schlich sich der Toni ins Häuschen zurück mit fliegendem Atem und laufte nun dort an der Stubentür — die Frau war erschreckt, sollte er noch einmal hineingehen zu ihr? Aber — ach — was sollte er ihr sagen?! Die fand wohl auch Ruhe in ihrem Gebet.

Sie betete laut:

Du Krone der Jungfrauen,
Du Mutter der Unschuldigen,
Beschüte du uns!

(Schluß folgt.)

Die Victoria regia.

„Die Victoria regia blüht“ — wenn diese Losung von den botanischen Gärten ausgegeben wird, dann pflügt die Besucherzahl dieser Institute anzuschwellen; auch wer sich sonst nicht groß um die Blumentwelt kümmert, eilt hin, um die Königin der Wasserrosen in Blüte zu schauen. Die eigenartige Schönheit der Blume verdient es auch schon, daß man ihre Reize näher in Augenschein nimmt.

Eigenartig wie die Pflanze selbst ist ihre Geschichte. Sie mußte wiederholt „entdeckt“ werden, bevor sie nach Europa kam, und ihren ersten Entdeckern ist es nicht sonderlich gut gegangen.

Ihre Heimat sind die südamerikanischen Tropen, wo sie, soweit wir Kunde haben, von Thaddäus Hänte als erstem Entdecker im

Januar 1801 aufgefunden wurde. Es war auf den stillen Fluten eines mächtigen Nebenflusses des gewaltigen Amazonasstromes, wo Hänte, ein Vöhme von Geburt, die Wunderpflanze fand. Obgleich dieser Botaniker von seiner Entdeckung nicht wenig enttäuscht war, gab er dennoch weder eine eingehende Beschreibung der Pflanze nach Europa, noch sandte er Teile von der Pflanze herüber. Er nannte die Pflanze die „südamerikanische Lotosblume“. Der Entdecker hat seine Heimat nicht wiedergesehen, er starb an den Folgen einer Vergiftung.

Zum zweiten Male entdeckt wurde die Pflanze von Aimé Bonpland, der sie 1819 gleichfalls im Gebiet des Amazonasstromes in Blüte sah. Und durch diesen Botaniker kamen die ersten in Spiritus eingeseigten Teile der Pflanze nach Europa, nach Paris. Bald nach dem Bonpland seine Entdeckung gemacht hatte, geriet er in Gefangenschaft, und als er später seine Forschungen wieder aufnehmen konnte, da hatte ihn sein guter Stern verlassen.

Die ersten genauen Angaben über das Aussehen der Wunderpflanze stammen von ihrem dritten Entdecker, d'Orbigny, der 1832 die Pflanze auf dem gleichen Strome fand, wo sie dem ersten Entdecker sich zeigte. In seiner Reisebeschreibung sagt dieser Forscher, daß er, als er mit zwei Indianern im Rachen stromaufwärts ruderte, in der Ferne die Wasserfläche auffallend ruhig erschaute; es schien eine Art grüner Haut über das Wasser gebreitet. Die Indianer sagten ihm, dort lebe die Pflanze „Wasserschüssel“. Beim Näherkommen fand der Forscher das Wasser auf einer Fläche von einer Viertelstunde in der Umgebung von kreisrunden bis zwei Meter im Durchmesser haltenden grünen Blättern bedeckt, deren Rand fünf bis sechs Zentimeter nach oben aufgestülpt war, so daß ihr Aussehen in der Tat an eine riesige Wasserschüssel erinnerte. Zwischen dem Grün schimmerten herrliche 30 bis 40 Zentimeter große Blumen von weißer oder rosenroter Färbung hervor, denen ein löstlicher Duft entströmte.

Erst von ihrem vierten Entdecker, dem Deutschen Schomburgk, der von der Wunderblume am Neujahrstage 1837 überrascht wurde, sind Samen nach Europa gelangt, die hier zwar zum Keimen, aber nicht zum Blühen gelangten. Schomburgk nannte diese Pflanze ihrer Ähnlichkeit mit unserer Teichrose wegen *Nymphaea Victoria*. Bei späteren genaueren Untersuchungen zeigte es sich jedoch, daß diese Pflanze eine Gattung für sich bildete, sie erhielt den Gattungsnamen *Victoria* und den Artnamen *regia*.

Jene Pflanzen, die in Europa zum erstenmal geblüht haben, sind aus Samen herborgegangen, die am 28. Februar 1840 nach den Kew-Gärten in England gekommen waren. Von den hier ausgefähten Pflanzen waren einige in den Garten zu Chisworth geschickt und dort öffnete sich am 8. November 1840 die erste Blüte. Die anderen Sämlingspflanzen in Kew blühten etwas später. Die Blume erregte unter den Gelehrten kein geringes Aufsehen und ein reger Wettlauf um den Besitz einer *Victoria regia* setzte überall ein. Botanische Gärten wie auch Privote legten besondere Kulturhäuser an, und bald blühte die Wunderblume an allen größeren Orten. In Deutschland öffnete sich die erste Blume im Hamburger Botanischen Garten, gleichzeitig erblühte eine solche im Garten zu Herrenhausen bei Hannover. Am 22. Juli des folgenden Jahres sah Berlin die erste Blume. Jedesmal rief das Erblühen eine wahre Völkerverwanderung hervor.

Das Aussehen, das diese Pflanze stets erregte, ist gewiß be-rechtigt. Schon die Größe und Form der auf dem Wasser aufliegenden Blätter steht einzig da; trägt das Blatt doch ein sechs- bis siebenjähriges Kind, ohne zu zerreißten oder unterzugehen. Und wie schaut ein mit der Oberseite auf dem Wasser liegendes Blatt aus! Das ist eine purpurfarbene, stachelige Fläche, durch starke, handhohe Blattrippen in lauter Fächer eingeteilt. Die Blattrippen enthalten viele Lusträume, woraus sich auch die hohe Tragfähigkeit des Blattes erklärt. Dann die große Blume mit dem löstlichen Wohlgeruch, eine Seerose von 30 bis 40 Zentimeter im Durchmesser! Und wie eigenartig sich die Blüte verhält. Auf der Wasserfläche schwebend, bricht der Kelch eines Nachmittags auf und präsentiert die Blüte in stanneigem Weiß, am anderen Morgen schließt sie sich wieder, um gegen Abend abermals ihre Reize zu entfalten; jetzt öffnet sie sich ganz, so daß nun auch ihre inneren, rosenrot gefärbten Blütenblätter zur Geltung kommen, in deren Mitte die gelben Staubgefäße sichtbar werden. Am nächsten Morgen ist das Lebenswerk der Blüte vollbracht, sie schließt sich wieder und zieht sich nun in den Schoß der Gewässer zurück, um hier die Samenkörner reifen zu lassen.

Die einzelne Blume bringt etwa 300 maisähnliche Samenkörner zur Reife, die sich nur unter Wasser keimfähig erhalten können. In der Heimat der *Victoria* werden die Samenkörner von den Eingeborenen verpeist. Die Pflanze heißt dort vielfach auch Wassermais.

In der Regel erscheint alle zwei Tage eine neue Blume. Unter besonders günstigen Verhältnissen folgen die Blumen von Juli bis in den Herbst hinein. Viel Sonnenlicht und hohe, feuchte Wärme sind dabei unerlässlich. Die Pflanze ist zwar ausdauernd, das heißt sie treibt alljährlich aus dem Wurzelstock neue Blätter. In unseren Gärten wird sie jedoch in jedem Jahre aus Samen neu herangezogen. Die Pflanzen werden zwecks Samengewinnung künstlich befruchtet. Diese künstliche Befruchtung wurde zum erstenmal vom Hofgärtner Wendland im Herrenhäuser Garten vollzogen. Der Same wird in einem mit Wasser gefüllten Glase, das dicht zugebunden wird, aufbewahrt. Die Keimkraft bleibt so zwei Jahre lang erhalten.

Die Aussaat erfolgt im Februar in Schalen, die ständig unter Wasser bleiben. Haben die Pflanzen ein bestimmtes Alter erreicht, so werden sie am Grunde eines großen Bassins ausgepflanzt. Das Wasser wird ständig auf 25 bis 30 Grad Celsius gehalten. Die Luftwärme kann unbeschadet des Wohlseins der Pflanze etwas niedriger sein. Versuche, diese Pflanze auch im Freien in heizbaren Bassins zur Blüte zu bringen, führten seither noch zu keinem befriedigenden Resultat.

Germ. Kraft.

Die Jahreszeit der Meteore.

Die Meteore oder Sternschnuppen oder, wie man ganz richtig sagen müßte, Meteoriten haben zwar die Aufmerksamkeit des Menschen seit den ältesten Zeiten in hohem Grade auf sich gelenkt, aber erst sehr spät eine wirklich wissenschaftliche Beobachtung erfahren. Das läßt sich auch wohl erklären. Die weitaus überwiegende Mehrzahl von Meteoriten werden nur während ihres Fluges durch das Luftmeer als Lichtstreif wahrgenommen und nur ein kleiner Teil als wirkliche Masse auf dem Erdboden aufgefunden. Die eigentlichen Meteorsteine oder Meteoriten, die mit der Zeit doch in stattlicher Zahl in unseren Museen oder auch in Privatbesitz gelangt sind, boten der Erforschung wenigstens ein stoffliches Objekt dar, dem die Chemie mit ihrer Analyse und die Physik mit ihren Apparaten, darunter namentlich mit dem Mikroskop, zu Leibe gehen konnten. Dieser Teil der Meteorforschung hat demnach etwa so früh begonnen wie die ähnliche Untersuchung anderer Gesteine irdischer Herkunft. Ueber die Sternschnuppen, wie sie am Himmel erscheinen, etwas Sicheres festzustellen, war dagegen weit schwieriger und ist erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit versucht worden. Unter allen Gelehrten der Gegenwart besitzt niemand eine so große Erfahrung in der Meteorforschung und hat sich auch niemand so große Verdienste um ihre Entwicklung erworben wie der englische Astronom Professor Denning. Wenn dieser hervorragende Sachverständige gerade jetzt einen zusammenfassenden Aufsatz über Meteore in der Wochenschrift „English Mechanic“ veröffentlicht, so ist er dazu durch die Erwägung veranlaßt worden, daß der Juli und August die Monate sind, in denen während des Jahres die meisten und größten Meteore aufzutreten pflegen. Nur der November könnte allenfalls mit ihnen in Wettbewerb treten, hat aber nach dem Rückgang des Sternschnuppenschwarms der Leoniden viel von dieser Bedeutung verloren, während die Perseiden, die im Volksmund als Tränenstrom des heiligen Laurentius bezeichnet werden, schon von Mitte Juli an bis zum Vorenzage am 10. August eine mehr oder weniger starke Entwicklung zeigen.

Im allgemeinen erkennt Denning an, daß die Meteorikunde während der letzten 50 Jahre einen beträchtlichen Fortschritt zu verzeichnen hat. Er fügt aber hinzu, es sei zweifelhaft, ob die theoretische Betrachtung oder der beobachtende Teil dieses Wissenszweiges jetzt bereits auf einen befriedigenden Stand gelangt sei. Wegen der Flüchtigkeit der Erscheinung der Meteore sind Irrtümer in der Beobachtung besonders häufig und erklärlich, und dadurch wird es schwer, wirklich zuverlässige Grundlagen von genügendem Umfang zu erhalten. Der Forscher bezeichnet es eher als wunderbar, daß man angesichts dieser Gewohnheit der Meteore, nur auf wenige Sekunden in die Erscheinung zu treten, überhaupt noch so viel von ihnen gelernt hat, als es tatsächlich der Fall ist. Dabei sind die Eigenschaften der einzelnen Meteore recht verschieden, aber aus den etwa 1500 wirklichen Berechnungen, die bisher über Meteorflüge vorliegen, sind doch Mittelwerte und andere Schlüsse abgeleitet worden, die eine gewisse Zuverlässigkeit beanspruchen dürfen.

Die berühmten Schwärme der Leoniden und Perseiden zeichnen sich durch die Schnelligkeit ihrer Meteore aus. Sie tauchen in einer mittleren Erhebung von etwa 106 Kilometern über der Erdoberfläche auf, und die Grenzen ihrer sichtbaren Bahnen liegen zwischen 132 und 80 Kilometern. Ihnen stehen die langsamen Meteore gegenüber, zu deren bekanntesten und glänzendsten Vertreter die jedes Jahr gegen Ende November in den Bereich der Erde gelangenden Andromediden gehören. Dazu kommen viele Feuerkugeln von langsamer Bewegung, die namentlich von Punkten des westlichen Himmels in die Atmosphäre eintreten. Diese Meteore von langsamem Flug glühen in geringerer Höhe, nämlich im Durchschnitt bei 80 Kilometern auf, und ihre Grenzen finden sich zwischen 113 und 48 Kilometern. Daraus hat sich dann zunächst das Gesez ergeben, daß die Meteore von größerer Geschwindigkeit auch in größerer Höhe über der Erde aufleuchten, und man kann auch sagen, daß sie niemals den Erdboden erreichen. Von den vielen Millionen Sternschnuppen, die aus den Schwärmen der Leoniden und der Perseiden sowie aus ähnlichen, z. B. der Orioniden, verzeichnet worden sind, ist nicht ein einziger Fall bekannt geworden, wo der eigentliche Meteorit aufgefunden worden wäre. Die Höhe eines Meteors läßt sich, wenn er gleichzeitig von zwei Punkten aus beobachtet wird, recht genau feststellen, und zwar mit Hilfe einer einfachen trigonometrischen Rechnung, wie sie auch zur Messung von Wolkenhöhen benutzt wird. Nach zusammenfassenden Arbeiten, die vor wenigen Jahren ausgeführt worden sind, ist die Höhe der Meteore nur selten mehr als 160 Kilometer, geht aber in einzelnen Fällen, die freilich nicht so ganz sicher gestellt sind, bis auf 250 Kilometer hinauf. Professor Denning hält jedenfalls

Meteore von mehr als 150 Kilometer Höhe für eine große Seltenheit und eine Höhe von mehr als 210 Kilometer überhaupt für unmöglich. Diese Schlüsse sind von begreiflicher Wichtigkeit, da von ihnen der eigentliche Beweis für die Höhe der Erdatmosphäre abhängig ist. Die langsamen Meteore und solche, die näher am Horizont aufleuchten, pflegen durch weit längere Flugbahnen ausgezeichnet zu sein. Daß diese Massen zum größten Teil oder völlig durch die Reibung mit der Luft verbrannt werden, ist ein großes Glück für die Erdbewohner, die sich sonst einem Bombardement aus Himmelhöhen ausgesetzt sehen würden und damit rechnen müßten, daß durch diese himmlischen Geschosse häufiger Schaden angerichtet wird, der jetzt zu den größten Seltenheiten gehört. Soweit die Ueberlieferung zurückreicht, ist bisher nur ein einziger Mensch von einem Meteor erschlagen worden. Da Denning aber die Zahl der täglich der Erde zustrebenden Meteore auf 150 Millionen veranschlagt, würde es etwas bedenklich sein, wenn sie alle unvermindert mit ihrer ungeheuren Geschwindigkeit die Erde selbst erreichen würden. Allerdings sind die weitaus meisten dieser Meteore so klein, daß sie nicht mit dem bloßen Auge, sondern nur mit einem Fernrohr wahrgenommen werden können. Hauptsächlich kommt es Professor Denning in seinen Erörterungen darauf an, das Interesse an der Sternschnuppenbeobachtung noch mehr zu beleben, denn nach seiner sachkundigen Ueberzeugung genügt das bisher gesammelte Material noch weitaus nicht zu einer sicheren Beantwortung aller Fragen; vielmehr befindet sich die Meteorastronomie immer noch in ihren Anfangsstadien. Jeder Naturfreund, der Zeit genug hat und sich der Wissenschaft nützlich machen will, kann sich dankenswerte Verdienste dadurch erwerben, daß er bei klaren Nächten einige Stunden einer sorgfamen Beobachtung von Sternschnuppen widmet, wozu er besonderer Vorkenntnisse nicht bedarf.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Neue Untersuchungen über die Tuberkulose.

Nach zehnjährigem Studium und zahllosen Experimenten hat nun die Britische königliche Tuberkulosekommission, die im Jahre 1901 eingekerkelt wurde, um die Beziehungen zwischen Menschen- und Rindertuberkulose zu untersuchen, ihre Forschungen abgeschlossen und veröffentlicht jetzt das Ergebnis dieser Untersuchungen in einem Mlaubuch. Die Frucht dieser Arbeit wird nicht verfehlen, in der medizinischen Welt Aufsehen zu machen, und wird hoffentlich auch eine neue Waffe für den Kampf gegen diese furchtbare Geißel der Menschheit bieten. Die Untersuchungsergebnisse der Kommission gipfeln in der folgenschweren Feststellung, „daß ein sehr erheblicher Teil der Tuberkulose der Kinder zurückzuführen ist auf die Infektion von Bazillen der Rindertuberkulose, die den Kindern durch das Essen, insbesondere aber durch die Kuhmilch zugeführt werden“. Zugleich aber wird bewiesen, daß Menschen, insbesondere aber Kinder, durch die in der Kuhmilch befindlichen Tuberkelbazillen einer schweren Ansteckungsgefahr ausgesetzt sind und daß Bazillen auch in der Milch von Kühen enthalten sein können, an deren Eutern Symptome der Tuberkulose nicht festzustellen sind. Diese letzte Feststellung ist von besonderer Tragweite; die weitgehenden Untersuchungen haben bewiesen, daß Milchkuhe, die keinerlei Symptome von Tuberkulose zeigen, bazillenhaltige Milch geben. Man hat solche Kühe dann geschlachtet und auf das genaueste untersucht, ohne jedoch im Körper des Tieres Tuberkelbazillen entdecken zu können. Bei Fällen von Lungenschwindsucht konnte mit ganz wenigen Ausnahmen stets der Bazillus der Menschentuberkulose als Krankheitserreger festgestellt werden, aber ein ganz anderes Ergebnis brachten die Untersuchungen, die sich mit der besonders bei Kindern oft auftretenden Darmtuberkulose beschäftigten. Der Bericht des Mlaubuches sagt wörtlich: „Bei kleinen Kindern, die an Darmtuberkulose starben, konnte in beinahe der Hälfte aller Fälle der Bazillus der Rindertuberkulose als Ursache der Krankheit festgestellt werden, und zwar nur dieser Bazillentypus. Ebenso mußte ein sehr großer Teil von Halsdrüsentuberkulose bei Kindern und auch bei Erwachsenen auf die Bazillen der Rindertuberkulose zurückgeführt werden.“

Auf Grund dieser neuen Feststellungen verlangt die Kommission eine Verschärfung der staatlichen Milchkontrolle. Die Untersuchungen dieser britischen Kommission, die sich aus den höchsten englischen Autoritäten auf dem Gebiete der Tuberkuloseforschung zusammensetzt, bilden eine außerordentlich wertvolle Ergänzung der in Deutschland von Robert Koch durchgeführten Forschungen. Bei seinen ersten Untersuchungen neigte auch Koch der Ansicht zu, daß der Rinderbazillus seine Ansteckungskraft im menschlichen Körper behauptet, aber er hat später diese Meinung geändert und die Identität der menschlichen Tuberkulose und der Haustier-tuberkulose in Zweifel gezogen. Die große praktische Tragweite der englischen Untersuchung wird erst völlig klar, wenn man sich erinnert, daß mehr als 25 Proz. aller Rindertuberkulösen sind. Aber dabei ist die Tuberkulose beim Menschen viel seltener als bei der Kuh; wenn man die Untersuchung allein auf Kühe ausdehnt, ist das Resultat noch ungleich weniger günstig, ja zuverlässige Schätzungen machen geltend, daß in diesen Gegenden die tuberkelkranken Kühe einen Prozentsatz von bis zu 75 von 100 erreichen. Vorwärts-Druckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.